

(Nachdruck verboten.)

131

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Den Tag darauf gewann ein zwei Jahre altes Pferd des „Alten“ ein Rennen, und am folgenden Tage gewann Silberschwanz den Cheffersfieldcup-Preis.

So regnete das Gold plötzlich in Strömen auf die kleine Stadt hernieder, die so alt und farblos dalag zwischen ihren hohen Dämmen am Meere und ihrem verschulsten, schmutzigen, kleinen Strom. Lustig tanzte das geliebte Gold in den Taschen, beschleunigte die Schritte, erleichterte die Herzen, zauberte Lächeln hervor und ließ die Augen froher blicken. Sanft und dicht fiel das geliebte Gold herab, wie ein weicher Sommerregen, und erquähte die schweren, harten Tage der Arbeiter. Manche bis dahin von schwerer Arbeit niedergedrückte Existenz erhob sich plötzlich wieder und erging sich in frohen Zukunfts träumen. Das geliebte Gold wirkte wie ein narkotisches Mittel. Erinnerungen an Elend, Kummer und Jammer waren plötzlich wie hinweggewischt; man betrachtete auf einmal das Leben mit froherer Miene, lachte über seine Besorgnisse um den kommenden Tag und wunderte sich, warum man das Leben je so schwer genommen, so hart und unüberwindlich gefunden hatte. Das geliebte Gold erfreute die Sinne, wie ein auf seinem Zweiglein sitzender Vogel, wie eine auf ihrem Stengel blühende Blume, denn es sang ein beständig süßes Lied und erglänzte in prächtigen Farben.

Wie hatte der Handel des Städtchens selbst in früheren, besseren Zeiten eine solche freudige Aufregung verursacht, wie die vier Hufe dieses Pferdes. Der Staub, den diese Pferdefüße aufgewirbelt hatten, war als beglückender, goldener Regen wieder heruntergefallen auf Shoreham. Aus allen Ecken und Winkeln des Lebens sah man es hervorglitzern. Die Frauen hatten neue Kleider, die Mädchen neue Bänder und Federn, die Männer neue Beinkleider von schreienden Farben und Cigarren im Munde, und alles das hatte das Gold von Woodwood gethan! Dort sieht man es an jenes Mädchens Ohren, hier an dieses Mädchens Finger blitzen.

Die Gerüchte erzählten sich, daß das Städtchen Shoreham zweitausend Pfund bei diesem Rennen gewonnen habe. Mr. Leopold, sagte man, habe zweihundert Pfund gewonnen, William Latch fünfzig Pfund, der Rutscher Wall fünfundsiebzig Pfund, und der „Alte“ sollte gar vierzigtausend Pfund gewonnen haben. In einem Umkreise von zehn Meilen und mehr sprach man von fast nichts andern mehr, als von dem Reichtum der Barfields, und wie Mücken um das Kerzenlicht flattern, so drängten sich plötzlich alle Nachbarn an Woodvew heran. Selbst die Reservierestien und Vornehmsten gaben ihre Karten ab, andre wieder sah man im Park mit dem „Alten“ herumspazieren und begierig seinen Erzählungen lauschen. Die strahlende, goldene Sonne des Erfolges schien auf das gelbe italienische Haus herab. Zu jeder Tagesstunde konnte man Wagen vorfahren sehen. Das Gerücht wußte auch, daß große Veränderungen am Besitztum geplant würden. Man wollte großartige Gesellschaften und Feste veranstalten, man redete von einem Garten in italienischem Stile, von Terrassen, Fontänen. Schon wurden neue Ställe gebaut, eine Menge Rennpferde angekauft. Täglich konnte man sie ankommen sehen, die schlanken, zierlichen Geschöpfe, in ihre Decken gehüllt, ihre Kapuze auf dem Kopf, durch deren Quallscher man die großen, dunklen Augen blitzen sah, und die vom Bahnhof bis zum Hause von einer neugierigen, kritisierenden und bewundernden Menge begleitet wurden.

Man trank, man gab viel Geld aus, man tanzte und sang in den Herrschaftsräumen und in denen der Dienerschaft, und die tolle, ausgelassene Stimmung gipfelte schließlich in einem Dienstbotenball in den Shoreham Gardens. Das ganze Personal von Woodvew, mit Ausnahme von Mrs. Latch, fand sich dort ein, desgleichen die Dienerschaft von Mr. Northcote und von Mr. George Preston, zwei der tonangebenden Familien der Umgegend. Von West-Brighton, Lancing und Worthing kamen ebenfalls eine Menge Dienstboten zu dem Ball herüber — im aaren waren es wei- bis dreihundert

Auf den Karten stand fettgedruckt: „Balltoilette ist unerlässlich.“ Durch diese Ankündigung hofften die Haushofmeister, Diener, Köche, Kammerjungfern, Wirtschaftsrinnen und Hausmädchen dem Ball ein vornehmeres Air zu verleihen. Für Esther jedoch schienen diese Worte nur zu bedeuten, daß sie verurteilt sein würde, das Afschenputtel zu spielen und zu Hause zu bleiben.

X.

Es war unmöglich gewesen, nur denen Einlaß zum Ball zu gewähren, die einen Frackanzug besaßen; insolge dessen sah man auch viele karierte Beinkleider und bunte Krawatten fröhlich herumhüpfen. Ein junges Mädchen hatte das Brautkleid ihrer Großmutter angelegt und ein junger Mann trug eine strohgelbe Weste und einen ganz altmodischen blauen Rock. Diese Kostüme zogen jedoch ganz deutlich die Schranke zwischen den Dorfwohnern und den Dienstboten aus „guten“ Häusern. Letztere hatten sich solcher Verstöße nicht schuldig gemacht. Die Haushofmeister sahen beständig aus, als suchten sie Platten zum Herumreißen, und die Kammerdiener, als vernichteten sie die Haarbürste und den Topf heißen Wassers in ihrer Hand, den sie allmorgendlich ihrem Herrn zu bringen hatten. Da waren Köchinnen in schwarzseidenen Schleppekleidern, breiten weißen Kragen und großen goldenen Brochen mit dem Bilde ihrer verstorbenen Männer darauf. Am Ende des langen Saales stand ein rundes Büfett, und in dieser Gegend hielten sich die meisten Männer auf. Doch wandten sich alle um und der Eingangstür zu, als Esther eintrat. Sie sah sehr hübsch aus. Miß Mary hatte ihr ein weißes Mullkleid geschenkt, mit vieredig ausgechnittener Taille, halbkurzen Ärmeln und einer blauen Schärpe; und während sie durch den Saal ging, hörte man von gar manchem die Worte: „Das ist ein nettes, hübsches Mädchen!“ William wartete schon auf sie, und sie tanzten sofort eine flotte Polka miteinander.

Viele der Tänzer waren in den Garten hinausgegangen, um sich abzukühlen, aber einige Paare drehten sich nach der Musik im Kreise herum. Mr. Leopold ließ es sich angelegen sein, die Männer vom Büfett fortzukriegen; tanzen sollten sie, ob sie konnten oder nicht.

„Der „Alte“ hat mir den Auftrag gegeben, genau aufzupassen, daß auch alle Mädels Tänzer haben! . . . Nun seht Euch bloß mal den Saal an, die Hälfte von den Mädels hat ja noch nicht die Beine gerührt . . . Hier ist eine Tänzerin für Sie,“ sagte er, und mit diesen Worten zog der Haushofmeister einen jungen Waldaufseher zu einem eben eingetretenen jungen Mädchen hin. Dieses kam langsam herein, die Hände vorn über der Brust gefaltet, die Augen zu Boden gesenkt, und dieser Anblick war so seltsam, daß Mr. Leopold kurzweg in seiner Rede stecken blieb. Plötzlich flüüsterte einer dem andern zu:

„Die trägt zum erstenmal in ihrem Leben ein ausgechnittenes Kleid!“

Die Grober kam ihr rasch mit ihrem Taschentuch zu Hilfe. „Wie machst Du's nur möglich, bei dieser Hitze trocken zu bleiben?“ fragte ein Mädchen ihren Tänzer.

„Trocken?“ sagte der junge Mann. „Ich schwitze ja wie ein Bär,“ und er zog ein Taschentuch aus der Tasche seines Sammetrockes hervor und trocknete sein Gesicht ab.

„Kann ich die Ehre dieses Tanzes haben?“ fragte der junge Mr. Preston, der älteste von Sir Georges Söhnen, das junge Mädchen.

„Gottchen, Mr. Preston, ich schwitze ja so furchtbar, aber schadet nichts, mit Ihnen tanze ich doch.“

Die eleganten weißen Hemdfrenten mit den echten Perlknöpfen, die mit blaßgrauen Handschuhen bedeckten Hände, die ausdrucksvollen, schmalen Gesichter des jungen Mr. Preston und des jungen Mr. Northcote, zweier von „Gingers“ Freunden, fielen unter dieser Gesellschaft von Arbeitern und Bedienten auf. „Ginger“ bewegte sich am liebsten in der vornehmsten Gesellschaft, und jetzt tanzte er auch seine Polka nach der neuesten Londoner Mode; mit weit von sich gestreckten Ellbogen und flatternden Rockschößen flog er mit seiner Tänzerin den Saal herauf und herunter.

Der junge Mann im Sammetrock zückte die Achseln und lächelte wie die andern: zufrieden sind sie doch nur, wenn ein Vornehmer kommt; dann sagte er zu William, der neben ihm stand: „Da sieh mal Euer Küchenmädchen mit „Ginger“ zusammen, die sind auch intimer, als man es vermutet hätte.“ Bevor William noch etwas darauf erwidern konnte, wies Sarah schon mit dem Finger auf Esther, die Arm in Arm mit „Ginger“ zurückkam, und meinte, ob William nicht glaube, daß die beiden Kleinen sich famos amüßierten. Dann lachte sie laut auf und ging weiter.

Der Tanz war zu Ende, und die meisten wandten sich den Ausgangsthüren zu. „Ginger“ tippte dem jungen Northcote auf die Schulter, machte seiner Tänzerin eine tiefe, ceremonielle Verbeugung und überließ sie dann William.

„Das ist ja schön, wie Sie sich hier ins Gerede bringen!“ sagte William zu ihr.

„Ich? Wieso denn?“

„Na, Sie treiben's doch, weiß Gott, toll genug mit „Ginger“!“

„Wer hat was über mich gesagt? — Sarah?“

„Sarah ist nicht die einzige —“

„Und Sie glauben ihnen?“

„Ich sage jedenfalls gerade heraus, daß ich mit 'nem Mädchen nichts zu thun haben will, das 'nem Gentleman nachläuft.“

Esthers Gesichtsausdruck veränderte sich; aber sie hielt noch ein paar Sekunden lang an sich, dann sagte sie:

„Nun gut, und ich will nichts mit Männern zu thun haben, die so böse Gedanken hegen. — Ich wünschte, ich wäre gar nicht hierher gekommen, und tanzen ih' ich jetzt schon gar nicht mehr. Weder mit Ihnen noch mit einem andern.“

Da Esther allgemein die Schönheit des Abends genannt wurde, und da sie ferner noch mit dem jungen Mr. Preston getanzt hatte, rief die Grober sie zu sich und fragte sie, warum sie nicht mehr tanze. Esther erwiderte, sie sei müde, und blieb dann schweigend stehen, um den Tänzern zuzuschauen.

„Kommen Sie, bitte, die nächste Polka, nur um mir zu zeigen, daß Sie nicht mehr böse sind.“ bettelte William wohl ein halbes Duzend Mal. Sie sagte endlich:

„Sie haben mir die ganze Lust dazu verdorben!“

„Das thut mir leid, Esther; das wollte ich nicht; ich war nur eifersüchtig.“

„Eifersüchtig? . . . auf was? — Was schadet's, was die Leute reden und denken, solange ich weiß, daß ich nichts Unrechtes thue.“

William sagte hierauf nichts, und sie gingen schweigend in den Garten hinaus. Es war eine warme Nacht, fast drückend. Der Mond hing wie ein roter Ballon über den Bäumen, und die darunter wandelnden jungen Leute standen oft still, um ihn zu bewundern. In dem Garten gab es Lauben, künstliche Ruinen, schmale, dunkle Seitenwege, und in dem vom Saal herausströmenden Licht, das sich mit dem Glanze des Mondes und der Sterne vermischte, glänzte der Garten wie verzaubert. William zeigte Esther das Theater und erklärte ihr, was für Dinge da vorgeführt würden, und als sie plötzlich an dem Ufer eines kleinen Sees standen, auf dessen klarer Fläche sich die mächtigen Bäume abspiegelten, kamen sie sich vor wie in einem Traum befangen. An einer Seite, wo die Ufer sich näherten, war eine kleine Brücke über den See gespannt. Esther und William gingen dorthin und blieben in Bewunderung versunken stehen.

„Wie still das Wasser ist und wie schön die Sterne scheinen!“ sagte Esther.

„Ja, Sie müssen den Garten aber einmal an einem Sonnabendnachmittag um drei Uhr sehen, wenn alle die Leute von Brighton herüberkommen,“ sagte William.

Sie gingen ein wenig weiter, dann fragte Esther:

„Was ist denn das hier? Hier sieht's ja so dunkel aus?“

„Das sind die Lauben, in denen man Thee trinkt und Shrimps*) ist. Ich möchte Sie gern für nächsten Sonnabend einladen; würden Sie kommen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Erbschleicher.

Von E. Preczang.

Am Fenster: Frau Heier. Auf dem Sofa: Schröter und Frau. Später: Heier. Alle in Trauerkleidung. — Ueber dem Sofa hängt, in Oel gemalt, das große Bild eines alten, etwas ironisch dreinschauenden Herrn, von schwarzem Krepp breit umflort.

Schröter: „Ja, wenn Reinhold nicht bald kommt . . .!“ (Sieht nach der Uhr.) „Ich hätte ihm gern noch Adieu gesagt.“

Frau Schröter: „Dauert denn eine Testamentsöffnung so fürchtbar lange?“

Schröter: „Jedes freudige Ereignis will begossen sein.“

Frau Heier (nimmt das weiße Taschentuch vom Gesicht): „Oskar! Ist Dir so zum Späßen? Mir nicht. Mir wahrhaftig nicht.“ (Schluchzt und fñhrt das Taschentuch zu den Augen.)

Frau Schröter: „Ja, Oskar. Nimm doch etwas Rücksicht. Hätte der alte Mann uns so nahe gestanden — ich meine im Leben, denn verwandtschaftlich stand er Dir ja ebenso nahe —, es wäre mit uns wohl nicht anders.“

Schröter: „Meinst Du? Na, ich geisehe Dir ganz offen: eine solche Trauer, wie sie in diesem Hause herrscht, so thränenreich, das wäre mir einfach unmöglich. Mein Gott, ein Mann, der es bis auf die Ahtzig gebracht hat . . .“

Frau Heier: „Sein Herz war jung. Und so gut, ach, so gut! Wie ein Kind war er. (Sie trocknet sich schnell die Augen und weist auf einen Blumenstopp.) „Achte mir ja auf die Ahtzig“, sagte er noch drei Tage vor seinem Tode zu mir. „Sie ist Dir ja wohl aus Herz geածած.“ (Mit einem innigen Blick zum Bilde des Toten.) Ja, Oskel, Du kannst Dich darauf verlassen.“

Frau Schröter: „Werkwürdig, gerade an solche Kleinigkeit zu denken.“

Frau Heier (enttäuscht): „Kleinigkeit? Es war seine Lieblingsblume. Früher pflegte er sie selber. Dann nahm ich es ihm ab, wie ich ihm alles abgenommen habe — jede Arbeit, auch die kleinste.“

Schröter (bedenklich): „Ob das richtig war? Machte es ihn nicht ärgerlich?“

Frau Heier: „Ärgerlich? Zuerst schien es so. Aber wie sollte jemand auf die Dauer ärgerlich sein, wenn man ihm sein Leben auf jede Art erleichtert? Und das haben wir gethan, mein Mann und ich. Was mir ihm nur an den Augen absehen konnten. Mitunter war es nicht leicht, das könnt Ihr glauben!“

Schröter: „Ja, sein Wis, nicht wahr? Den hatte er überall ein.“

Frau Heier: „Wir haben darüber hin gehört.“

Schröter: „Er nannte es „giftige Pfeile“, die schief ich ab, mein Sohn“, sagte er mal zu mir, „wenn mir jemand allzu sehr auf die Hüfneraugen tritt“. (Lacht.) Ja, das verstand der alte Sünder.“

Frau Heier (mit Würde): „Oskar! Es paßt sich doch wohl nicht — solche Ausdrücke einem geliebten Toten gegenüber!“

Frau Schröter: „Nein, Oskar, ich finde auch . . .“

Frau Heier: „Er war ein edler Charakter. (Schluchzt.) Ein seltener Mensch!“

Schröter: „Ach, Unsinn! Ein ganz passabler Philister meinetwegen!“

Frau Heier: „Oskar, ich dulde nicht! . . .“

Schröter: „Rege Dich doch nicht auf, Emma. Er war ein Mensch wie die meisten Menschen. Wie wir eben auch. Dieselbe Mischung. Nicht besser, nicht schlechter.“

Frau Heier: „Ihr habt ihn nicht verstanden. Niel! Mein Mann und ich waren die einzigen. Die einzigen ja auch, die ihm seinen Lebensabend verschönt und behaglich gemacht haben.“

Schröter (halbblaut): „Na, darüber — Schleiery!“

Frau Heier (springt auf, atemlos): „Hat er sich jemals bei Euch beklagt?“

Schröter: „Ach wo.“

Frau Heier: „Das wäre auch . . . fürchtbar . . . fürchtbar undankbar von ihm gewesen. Wo man so . . . so . . .!“ (Sie kann vor Schluchzen nicht weiter und schüttelt nur mit dem Kopf. Nach einer Pause.) Man müßte ja an der Gerechtigkeit der Welt verzweifeln, wenn er das nicht eingesehen hätte. Das!“

Schröter: „Was?“

Frau Heier (erstaut): „Nun, unsre Fürsorge, oder wie Du es nennen willst?“

Schröter: „Hör' mal, Emma: puße Dich doch bloß nicht immer so auf. Was Ihr für ihn gethan habt, das hat er doch bar und blank in ungesälzter Reichsmünze bezahlt.“

Frau Heier (fährt auf): „Oskar!“

Schröter: „Ist es anders? Schadet doch auch nichts. Einfach selbstverständlich. Er hatte es ja dazu. Aber: Leistung und Gegenleistung. Ich meine: das hebt sich, und Du brauchst nicht fortwährend Vorbeern auf Dein Haupt zu sammeln. Es war eine glatte Rechnung auf beiden Seiten. Punttum. Streu Sand drum!“

Frau Heier: „So? Du meinst also, daß sich die Liebe mit Geld bezahlen läßt?“

Schröter: „Liebe?“

Frau Schröter: „Ja, Oskar. Emma hat recht. Du bedenkst nicht, daß es ein großer Unterschied ist, ob man jogsagen

*) Krabben.

mit einer freundlichen Neigung gepflegt wird, oder ob es gekaufte Hände sind."

Frau Heier (schmaukt nervös): „Geld! Hal Geld! Das haben wir doch wohl nicht nötig!“

Frau Schröter: „Eben. Darum thatet Ihr's gewiß nicht. Dankbarkeit kommt Ihr wohl beanspruchen, das ist nur in der Ordnung.“

Schröter (blickt seine Frau von der Seite an): „Na, weisst Du... (er lacht).“

Frau Heier: „Ich weiß gar nicht, was Du zu lachen hast! Du bist unanstößlich, Ostar!“

Schröter (lachend): „Mir fiel da eben ein Wort von dem Alten ein: „Soll sich der Buder dafür bedanken, daß die Fliegen so gern an ihm herumschleudern?““

Frau Heier: „Ostar! (Weint heftig.) Psuil Psuil!“

Frau Schröter (gibt ihrem Manne einen heimlichen Rippenstoß): „Aber er meinte doch wohl nicht...“

Schröter: „Nee, nee. Das sagte er so ganz im allgemeinen. Nicht etwa in Bezug darauf... „Du bist ein boshafter alter Herr“, antwortete ich ihm.“

Frau Heier (erleichtert): „Sagtest Du ihm ins Gesicht?“

Schröter: „hm. Darauf sagte er mich unter den Arm: „Du, ich möchte gern mal deine aufrichtige Meinung über mich wissen.““

Frau Heier (empört): „Du hast Dich schon gehütet, sie ihm zu sagen, was?“

Schröter: „Gar nicht. Alle Sünden, die mir einfielen, hab ich vorgefüßt und bedauert, daß ich wahrscheinlich den größten Teil nicht keune.“

Frau Heier: „Empörend! Einem alten ehrwürdigen Herrn ins Gesicht! Und er?“

Schröter: „Satanisch gelacht hat er. Wirklich: teuflisch geradezu! Uebri gens: ehrwürdig — ehrpüßlich meinst Du — war er schon gar nicht. Ich denke sogar manchmal, daß ihm die Rolle lästig geworden sein muß, in die Ihr ihn so quasi gepreßt habt. Sieh mich nicht so entsetzt an, Schwester! Ich meine, Ihr habt ihn dermaßen vergöttert, verhimmelt, seine unsinnigsten Redensarten, die vielleicht extra für Euch fabriziert waren, nie widersprochen, daß ihm oft ganz schmerzlich zu Mute geworden sein muß. Er sollte sozusagen in einer Wolke über Euch schweben und hätte doch so gar nichts Aetherisches an sich. Kurz und gut: Ihr habt ihn aus seinem eigentlichen Element geworfen, so ungefähr, als wenn man einen Fisch aus dem Wasser nimmt. Er rieb sich gern an den andern. Er konnte seine „geistigen Pfeile“ — es war übrigens nicht gar so schlimm mit dem Gift — nicht los werden. Fühlte keinen Widerstand bei Euch.“

Frau Heier (hat mit großen Augen zugehört, geht zum Sofa und legt die Hand auf den Arm des Bruders): „Dann wundere mich nur eines, Ostar: daß er sich nicht schleunigst zu Euch geflüchtet hat. (Mit zitterndem Hohn.) An Einladungen habt Ihr's doch gewiß nicht fehlen lassen!“

Frau Schröter: „Da irrst Du Dich, Emma. Es ist uns natürlich niemals eingefallen...“

Schröter: „Keine Spür! Wie kommst Du darauf! Außer dem sind wir so kurze Zeit verheiratet...“

Frau Heier: „Ich dachte mir so. Und ich meine (sie ringt nervös die Hände mit dem Taschentuch ineinander), es wäre Euch ja auch nicht zu verdenken gewesen. Bei Euren Verhältnissen! So eine kleine Nebeneinnahme. (Geht auf und ab.) Und dann... na ja... möglicherweise... Aussicht auf Erbschaft... ich, ich sage nur so.“

Schröter (zu seiner Frau): „Versteht Du das? (Zur Schwester.) Du meinst — rund und nett heraus! — so 'ne kleine Erbschafterei?“

Frau Heier (lacht nervös): „Erbschafterei! (Zährt sich mit dem Taschentuch über das glühende Gesicht.) Was Du... hahaha!... nein, was Du auch gleich für Worte hast! Wirklich! Jetzt muß ich lachen. Hahaha! Erbschafterei! Hahaha!“

Schröter (erboht): „Lach Dich nur aus!“

Frau Schröter (sitzt kopfschüttelnd, die Hände im Schoß): „Nein!“

Frau Heier (hat sich wieder am Fenster niedergelassen, tupft mit zitternden Händen Schweißtropfen von der Stirn, schluchzt einige Male auf und bricht dann in ein anhaltendes Weinen aus): „Erbschafterei! Ich weiß nicht, wie... wie Du so etwas sagen kannst! Als ob es uns um die Erbschaft zu thun wär!“

Schröter (springt auf): „Ja, Donnerwetter! Wer sagt denn das?“

Frau Heier: „Du! Meinst Du, ich versteh Dich nicht?“

Frau Schröter: „Aber, Schwägerin! Das ist doch Einbildung!“

Frau Heier: „Sei Du nur ruhig! Wenn Ihr auch harmlos thut. (Schmaukt.) Wenn trifft es denn, wenn uns der Onkel nun alles vermacht hat, wie? Da werdet Ihr sagen, darauf war's nur abgesehen!“

Schröter: „Denk ja kein Mensch dran. Wir halten's einfach für selbstverständlich, daß Ihr diejenigen seid, welche... So wie die Dinge liegen!“

Frau Schröter: „Der Todesfall hat Dich wirklich sehr mitgenommen, Emma. Du siehst ja Gespenster am hellen Tagel

(Bei ihr.) Komm', hör auf zu weinen. (Streichelt ihr das Gesicht.) Du hast ihn eben gar so lieb gehabt.“

Frau Heier (nickt unter Thränen, bricht eine Blüte von der Azalie): „Ich muß sie ihm bringen. Es war seine Lieblingsblume. (Sie befestigt die Blüte am Flor, der das Bild des Onkels umrahmt.) Wir beide verstehen uns, nicht Onkelchen? (Sie zupft den Flor zurecht).“

Frau Schröter (am Fenster): „Ich glaube, Dein Mann kommt eben über die Straße.“

Frau Heier (stürzt zum Fenster): „Wo? Ah! (Sie preßt beide Hände auf die Brust.) Nun werden wir's ja gleich erfahren! (Sie umarmt ihre Schwägerin.) Nicht böse sein, hörst Du? Ostar! (Sie reicht ihm die Hand.) Wir werden uns doch nicht erzürnen, was auch der alte Mann in seinem Testament bestimmt haben mag.“

Schröter: „Erzürnen? Rätsel!“

Frau Heier (horcht nach der Thür): „Ja, ich bin wohl wirklich etwas aufgeregt von all' dem Traurigen.“

Frau Schröter: „So etwas kostet Nerven.“

Frau Heier: „Mein Gemüt ist zu empfindlich, sagt Reinhold.“

Heier tritt ein.

Heier (wirft seinen Cylinderhut aufs Sopha, küßt seine Frau und reicht den beiden andren flüchtig die Hand, ihnen einen schiefen Blick zuwerfend): „Tag. — Ach, ein miserables Wetter! — Habt Ihr schon Kaffee getrunken?“

Frau Heier (eilig): „Ja. (Schnell zur Thür.) Guste, Kaffee für den Herrn.“

Heier (in einer Sofa-Ecke, streicht sich gedrückt den Bart): „Ja, ja!“

Frau Heier (steht wie auf glühenden Kohlen; die Augen treten etwas hervor; in furchtsamer Neugier): „Es ist — es ist wohl noch nichts draus geworden?“

(Das Mädchen bringt den Kaffee.)

Heier (trinkt): „Was?“

Frau Heier: „Ich meine — mit der Testamentsöffnung.“

Heier (gleichgültig, während die Tasse in der Hand hin- und her-schwankt): „Ach so. Ja. Alles in Ordnung.“

Frau Heier (fast janzend): „Ja? Wirklich?“

Schröter: „Da laur mau also gratulieren?“ (Reicht ihm die Hand hin.)

Heier (springt auf, schlägt die Hand fort): „Du! Jetzt stellt Euch aber nicht noch dumm an!“

Frau Schröter: „Wir?“

Heier: „Ja — Ihr! Oder wollt Ihr uns etwa glauben machen, Ihr hättet's nicht gewünscht, daß dieser alte — alte Ganner Euch seinen ganzen Kram vermachte hat?“

Frau Heier (einer Ohnmacht nahe, schreit): „Reinhold!“

Schröter (zu seiner Frau): „Was sagst Du dazu? Na, hör mal, Schwager, das ist für uns 'ne bligblante Neuigkeit... voraus-gesetzt, Du machst keinen Unsum.“

Heier: „Unsum? Mir ist gerad' danach zu Mute, mit Euch zu spahen!“ (Er schwankt und fällt aufs Sofa.)

Frau Heier (jammernd): „Reinhold, Du hast getrunken! Schwachst wohl nur so allerlei daher. Wir hätten nichts... nichts...“

Heier (lacht grob): „Doch. Den Azalientopf hat Dir der alte Ganner vermacht. Du sollst ihn pflegen, wie Du ihn gepflegt hast: mit Liebe bis an sein selbiges Ende. Und mir... hahaha!... mir ist keine lange Pfeife geworden, damit ich — damit ich auch künftig recht viel Rauch machen kann. Verstehst Du? Er hat nicht geglaubt an unsre... unsre... Liebe, ja.“ (Schlägt mit der Faust auf den Tisch.) „So ein alter, giftiger Anickstiebel!“

Frau Heier (schluchzend): „Dieser bosshafte Kerl! Aber ich hab ihn immer dafür gehalten!“

Schröter (zu seiner Frau): „Komm. Jetzt wird's gemischt. Die ganze Liebe ist hin.“ (Geht mit seiner Frau ab.)

Heier: „Ja, ja. Geht nur! (Er springt auf, läuft zur Ofen-ede, nimmt eine lange Pfeife hervor und wirft sie den Davon-gehenden nach): Da, da! Nehmt die auch noch mit!“

Frau Heier (sieht sich mit irren Blicken um, ergreift den Azalientopf und schleudert ihn zur Thür): „Da, da! Den auch! (Sie reißt das Bild des Onkels von der Wand, zerbricht es, zerlegt den Flor, wirft alles dem andren nach): Da, da! Da, da! Ihr... Erbsichtiger... Ihr! Ihr... Ihr...“ (Sie bricht in ein wütendes Weinen aus.)

Kleines feuilleton.

ie. Das neue Nickelerglager an der Spree. Es ist jetzt etwa drei Jahre her, seit durch einen Zufall das Vorhandensein wertvoller Erzlager in der Nähe der Orttschaft Sohland an der Spree, in der sächsischen Lausitz, ans Licht gezogen wurde. Der Fund erregte um so größere Ueberraschung, als in diesem Gebiet abbaubwürdige Erze überhaupt nicht bekannt gewesen waren. Ein Gerbermeister je. er Orttschaft war beim Graben eines Brunnens auf merkwürdig gefärbte Gesteinsmassen gestoßen und schickte eine Probe des Brunnentwassers an die Deutsche Gerbereiveruchsanstalt in Freiberg ein, um dort feststellen zu lassen, ob die Zusammensetzung des Wassers dadurch vielleicht schädlich beeinflusst sein möchte. Der dortige Sachverständige ließ sich darauf Proben

des fraglichen Gesteins kommen; es stellte sich nun heraus, daß darin verschiedene Kupfererze, ein nickelhaltiges Magnetkies und Brauneisenerz enthalten war. Bergingenieur Krauth erkannte dann später durch genaue sachmännische Untersuchungen den praktischen Wert des Erzlagers. Jetzt hat Dr. Beck in Freiberg in der „Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft“ eine sehr ausführliche Darstellung über die Eigenschaften der Erzlager mit Rücksicht auf ihre petrographischen und mineralogischen Verhältnisse sowie auf ihre Entstehung veröffentlicht, so daß jetzt die wissenschaftliche Untersuchung des auffälligen Vorkommens vorläufig als abgeschlossen betrachtet werden kann. Die Gegend von Sohland wird im wesentlichen von einer Granitmasse beherrscht, in die Gänge von Diabas, also einem altvulkanischen Gestein, eingelagert sind; an letztere ist das Auftreten der Erze gebunden. Diese sind vermutlich entstanden durch Ablagerung aus ehemaligen heißen Quellen, deren Gewässer Bestandteile der vulkanischen Gesteinsmasse in Lösung enthalten und dann zum Absatz gebracht haben müssen. —

k. Photographien auf Fingernägeln. Von all den Modethorheiten, die die Londoner Schönen von ihren amerikanischen Vasen übernommen haben, ist die letzte wohl die lächerlichste. Sie besteht darin, daß man sich Photographien auf die Fingernägel kopieren läßt. Vor einiger Zeit brachte die Schauspielerin Mabelle Gilman die Idee auf, Diamanten in den Fingernägeln zu tragen. Die Sache war jedoch im Grunde erfolglos; denn die Juwelen fielen wenige Tage nach dem Einsetzen aus, und die närrische Idee starb eines natürlichen Todes. Darauf erregte eine andre junge Schauspielerin, Miss Stella Beardley, in New York ein beträchtliches Aufsehen dadurch, daß sie Photographien ihrer Liebhaber auf ihren Fingernägeln trug. Die Idee soll sogar nicht ganz neu, sondern schon einmal in Paris aufgetaucht sein; jedenfalls hat Miss Beardley den Ruhm, sie in Amerika eingeführt zu haben. Ueber das Verfahren berichtet die junge Dame selbst: „Es geht ganz so zu wie bei andern Photographien. Der Photograph verkleinerte die Bilder, die ich ihm gab, zur Größe eines Nagels und machte danach Film; als sie fertig waren, ließ er mich die Finger in eine Silberlösung tauchen, bis sie empfindlich wurden wie gewöhnliches Kopierpapier; dann legte er die Films auf meine Nägel und ließ mich sie für einige Augenblicke in die Sonne halten, und in kurzer Zeit wurden die Bilder wie gewöhnlich entwickelt. Leider verschwinden die Bilder notgedrungen mit dem Wachsen des Nagels; in drei oder vier Monaten ist alles verschwunden. Man kann aber auch schon früher ein Bild mit einer Lösung abwaschen, wenn man dessen überdrüssig ist.“ In London ist diese Schurke, wie ein dortiges Blatt berichtet, durch die Tochter eines reichen Eisenbahnmagnaten eingeführt worden. —

Anthropologisches.

— Der Schädel der Menschenaffen und des Menschen. Auf Grund genauer Vergleichung der Schädel von Menschenaffen und Menschen kommt D. Görke, wie der „Prometheus“ dem „Archiv für Anthropologie“ entnimmt, zu folgenden Resultaten. Da infolge der Kautätigkeit auf die obere Zahnreihe sowie auf das Kiefergelenk ein gewaltiger Druck ausgeübt wird, so wird bei den Menschenaffen, bei denen die Kaufunktion stark in den Vordergrund tritt, eine gewaltige Entwicklung der Kiefer bedingt, während beim Menschen eine Verkleinerung der nämlichen Organe zu Tage tritt. Aus dieser Verschiedenheit der Kieferformen resultiert eine verschiedenartige Druckverteilung. Bei den Menschenaffen ist der Druck auf Vorder- und Hinterkiefer etwa gleichmäßig; beim Menschen dagegen ist der Vorderkiefer stark entlastet, und der Hauptdruck wird auf den Hinterkiefer ausgeübt. Damit im Zusammenhang stehen zahlreiche Verschiedenheiten in der Knochenbildung der Schädel. Des weiteren hat die Schrägstellung der Zähne bei den Affen und der direkte Ausbiss eine starke Anlagerung von Knochengewebe mit bestimmter Struktur bedingt, die ihrerseits wiederum eine Abflachung des Gaumens im Vorderkiefer zur Folge gehabt hat. Beim Menschen stehen die Schneidezähne fast senkrecht im Kiefer und gleiten wie die Blätter einer Scheere an einander vorüber. Man findet daher nur schwach entwickeltes, unregelmäßiges Knochengewebe, und der Gaumen ist hochgewölbt. Man ersieht hieraus, daß die Gestalt des Gaumens bedingt ist durch die Funktion der Schneidezähne. Veranlaßt durch den Druck des Unterkiefers gegen die Gelenkspanne und durch die Bewegung des Unterkiefers in hauptsächlich einer Richtung kommt es bei den Menschenaffen im Schläfen- und Hinterhauptbein zur Entwicklung eines großmaschigen, federnden, vom Kiefergelenk sächerartig ausstrahlenden Knochenbälchensystems. Beim Menschen, der seinen Kiefer allseitig bewegt und auf das Gelenk nur einen relativ geringen Druck ausübt, tritt in der Gelenkpartie nur ein wenig entwickeltes, rundmaschiges Knochenbälchenwerk zu Tage. —

Geographisches.

— Die klimatischen Verhältnisse der Mandchurei. In dem Kriege zwischen Rußland und Japan werden die klimatischen Verhältnisse der Mandchurei auch eine Rolle spielen. Ueber dieselben ist jedoch zur Zeit mit Sicherheit nur wenig in Europa bekannt. Selbst Professor Hann, der erste Klimatologe der Gegenwart, weiß darüber nur wenig gemäß den Mitteilungen von J. Hoß zu sagen. Hiernach wehen dort in den Monaten März und April vor-

wiegend lebhaft südwestliche Winde, die von Süden her Wärme und Feuchtigkeit bringen. Ende März hört der Winter auf, der Untergrund ist dann noch gefroren, aber das Pflügen beginnt. April ist der einzige Frühlingsmonat und Ende desselben wird Weizen gesät. Im Mai beginnt bereits der Sommer und Ende Juni oder anfangs Juli wird der Weizen geschnitten. Bis zum Ende des Juni hat man nur selten leichte Regenfälle, der Himmel ist vielmehr meist klar und selbst Bewölkung fehlt durchgängig. Ende Juli und anfangs August ist die Hitze am größten, und dann setzen schwere Regenfälle mit Gewittern ein. Oft regnet es einige Tage und Nächte hindurch ohne Aufhören, so daß die Erde völlig aufgeweicht und das Land überschwemmt wird. Der September ist der eigentliche Erntemonat, der Oktober der schönste, weil angenehm warm, bei heiterem Himmel und erfrischender Luft, während die Vegetation in den prächtigsten Farben erglänzt. Aber mit dem Schluß dieses Monats beginnen schon die ersten Nachfröste, im November herrscht durchweg Frost und dieier hält an bis zum März. In Mulden sinkt die Temperatur bisweilen auf — 33 Grad, aber während des Tages ist dort die Kälte nicht sehr erheblich, da selbst um die Mitte des Winters die direkte Sonnenhitze infolge der südlichen Lage bisweilen lässig wird. Die höchsten Temperaturen steigen im Sommer auf 37 und 38 Grad Celsius. Etwa zehn Monate des Jahres sind vorwiegend trocken, nur in einem Monat ist die Feuchtigkeit sehr groß. In Rußschwong auf der Nordküste des Golfs von Liaotung beträgt die mittlere Wintertemperatur — 8,9 Grad, die mittlere Sommerwärme 23,8 Grad, die durchschnittliche Jahreswärme 8,4 Grad Celsius. Die russische Küstenprovinz bis zur Grenze Koreas hat eine außerordentlich niedrige Jahrestemperatur. Wladiwostok hat eine mittlere Wintertemperatur von — 12,1 Grad und seine durchschnittliche Jahreswärme beträgt nur 4,4 Grad Celsius. — („Kölnische Zeitung“.)

Humoristisches.

— Neues von Serenissimus. Serenissimus: „Und war Ihr Herr Vater auch katholischer Pfarrer?“ Pfarrer: „Aber — — — Durchlaucht!“ Serenissimus: „Ach so — pardon! — natürlich, natürlich — Sie haben ja keinen Vater!“ —

— Wie die Alten sungen... Kleine Münchenerin: „... Natürlich haben wir auch eine elektrische Straßenbahn.“ Kleine Berlinerin: „Pah, unsre ist entschieden elektrischer!“ —

— Alle Schinken von demselben Schwein. Die „Tägliche Rundschau“ erzählt: In Elbing trat vor kurzem eine junge Dame, eine „Großstädterin“, in den Laden eines Fleishers und wollte einen Schinken kaufen. „Ich habe hier vor wenigen Wochen, gleich nach meinem Anzuge nach hier, zwei Schinken von Ihnen gekauft. Sie waren vorzüglich. Kann ich noch dieselbe Sorte bekommen?“ „O gewiß, gnädige Frau,“ antwortete der Fleischermeister schlagfertig, und zeigte auf eine ganze Reihe hängender Schinken, „das ist alles die nämliche Marke.“ „Gut. Sind sie aber auch wirklich alle von demselben Schweine?“ fragte die Dame weiter. „Ganz gewiß!“ erklärte der Fleischer ohne mit der Wimper zu zucken. „Das ist vorzüglich. Bitte, schicken Sie mir nun gleich drei Schinken nach Hause!“ Dem Wunsche wurde natürlich entsprochen. —

Notizen.

— Eine Frau Stanisl in Wien hat soeben die Uebersetzung von Angenrulers sämtlichen Werken in Blinden-Punktschrift vollendet. In der Blindenschrift nehmen die Werke Angenrulers 85 starke Bände ein. —

— Die Neue freie Volksbühne bringt an den vier Sonntagnachmittagen dieses Monats (6., 13., 20., 27.) im Schiller-Theater N. Georg Hirschfelds Komödie „Pauline“ zur Aufführung, die vom Dichter zu diesem Zwecke neu bearbeitet und von vier auf drei Akte zusammengezogen worden ist. —

— Gabriele d'Annunzios neue Tragödie „Jorios Tochter“ brachte es bei der Erstaufführung im Teatro Lirico Internazionale zu Mailand zu einem starken äußeren Erfolge. —

— Die diesjährige Große Kunstausstellung in Dresden wird bereits am 30. April eröffnet werden. —

— Eine seltene Operation ist in Würzburg an einer 33-jährigen Bauersfrau vorgenommen worden: es wurde eine Magenöffnung ausgeführt. Dabei fand man 80 Zwetschgen- und 2 Kirscherne im Magen vor. Die Operation gelang vorzüglich. Die fast zum Skelett abgemagerte Frau kann jetzt wieder feste und flüssige Speisen genießen. —

— Ein großes Thonerdelager entdeckte man im Kreise Westphalensland in dem zwischen Marzahne, Wiyow und Radewege gelegenen Marzahner Fenn, das man durch Anlage von Tiefbrunnen entwässern wollte. Bei den Bohrungen stieß man auf Thonerde bis 17 Meter Mächtigkeit. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. März.